

# Nathalie Chang

## Chang Yi-Hsum

---

Ursprünglich aus dem Taipeier Bezirk Muzha stammend, machte Nathalie Chang ihren Masterabschluss am Institut für Film- und Audiovisuelle Studien der **Universität Paris III** (Sorbonne Nouvelle, Fachbereich Kunst und Medien). Sie verfasste Romane wie „*Ephemeral Love: Notes from Nantes and Paris*“, „*Yǒngbiéshū: Zài wǒ bú zài de shídài*“ (etwa: „Abschiedsbrief nach Fehlzeit“; beide Werke für einen ersten Preis der Taipei International Book Exhibition nominiert), die Kurzgeschichtensammlung „*Herstory of Sex*“ (2019 sowohl mit dem OpenBook-Award als auch als Mirror Weekly Book of the Year ausgezeichnet) und das Unterhaltungssachbuch „*Evening Entertainment*“, in dem sie sich kritisch mit der Materie klassischer Detektivromane auseinandersetzt. Mit „*Every Grownup I Have Never Loved*“ gewann Chang den **Golden Tripod Award** des Taiwaner Kulturministeriums als beste Kolumnistin. Das Jahr 2019 kennzeichnete für sie u. a. eine Aufnahme als Writer-in-Residence an der **Taipei National University of the Arts**. Seit 2021 schreibt sie für **Fa (Film Appreciation Journal)** die Kolumne „*Xiǎng budào de Táiwān diànyǐng*“ (etwa: „Taiwans Unerwartete Filme“). „*Yǒngbiéshū: Zài wǒ bú zài de shídài*“, woraus das hier in Übersetzung abgedruckte Kapitel stammt, wurde zu einem der taiwanischen Romane gekürt, die am stärksten die regionale Literatur seit der Jahrtausendwende verkörpern, und im Zuge dessen vom **WenHsun-Literaturmagazin** mit einer Auszeichnung bedacht, die das Werk als „aufsteigendes Gestirn des 21. Jahrhunderts“ ehrt. Von Changs Kurzgeschichten wurden bereits japanische und englische Übersetzungen (in Sammelausgaben mit Texten anderer Autoren) herausgegeben, während eine Publikation auch in deutscher Fassung unter dem Titel „*So wird man nicht an einem Tag*“ erschienen ist („*Von Wahrsagern und Technofrauen – Erzählungen zeitgenössischer Autorinnen aus Taiwan*“).

# Abschiedsbrief nach Fehlzeit

von Nathalie Chang (Chang Yi-Hsum)

Übersetzt von Axel Kirch

## Kapitel 1

---

Irgendwann um meinen Dreiundvierzigsten herum – so rufe ich mir meinen Entschluss wach – will ich, dass mein Gedächtnis komplett gelöscht ist.

War das so was wie ein wilder Traum? Oder was sonst soll das gewesen sein? Dir ist noch gar nicht in den Sinn gekommen, das Ganze mit Humor zu nehmen. Dein Sinn für Humor – der war eigentlich immer ganz passabel. Das gefällt mir an dir. Aber verbirgt sich dahinter vielleicht Tragik? Das hatte ich bislang nicht bedacht. Gut möglich, aber sicher bin ich mir auch nicht. Worauf genau würde nämlich die Beschreibung „tragisch“ zutreffen—? Und worauf nicht? Das Wort selbst zeichnet möglicherweise ein allzu Furcht gebietendes Bild, als stündest du in Bühnentracht inmitten einer orchestral tosenden Kulisse.

Womöglich schwingt hier auch etwas Politisches mit? Ach, du machst dich doch bloß verrückt. Was soll das

Tilgen von Erinnerungen schon mit Politik zu tun haben? Dort dominieren schon immer ‚Erinnerungskultur‘, und ‚Geschichtsaufarbeitung‘ nach Leitsätzen wie ‚Never Forget‘ — in der Politik geht es darum, eben nicht zu vergessen. Und nebenbei bemerkt willst du die Löschung ja unabhängig und aus freien Stücken vornehmen. Außer dir ist hier niemand betroffen, ergo: Nein – mit Politik steht der Entschluss in keinerlei Verbindung, zumindest nicht im gehobenen Sinne des Wortes.

Also nochmal: politisch willst du dich hier nicht gerieren, ebenso wenig wie gehoben – Aber ein Verbrechen könnte es schon sein? Ach du dickes Ei, die Sache wird ja immer interessanter! — und immer lästiger. Hätte ich dann also eine Anzeige von dir am Hals? Dazu wärest du fähig? Einfach hingehen und mich melden? Mich, die ich mich an nichts mehr erinnern werde? Das könnte recht schwierig werden, schwieriger als die Löschprozedur selbst. Zumal ja niemand Anderes als du selbst es bist, die all die gespeicherten Erlebnisse auszuradiieren gedenkt, die Teil einzig und allein deiner Person sind.

Prinzipiell kann man ja sagen, die wenig gehobenen oder kriminellen Taten erfolgen stets im Affekt. Aber mal ganz ehrlich – Was ich vorhabe, ist eigentlich nichts Abwegiges. Tagtäglich greifen die verschiedensten Menschen aus den unterschiedlichsten Gründen zu diesem Mittel. Was in meinem Fall etwas ungewöhnlich sein mag, sind meine dermaßen resolute Entschiedenheit, und wie minutiös ich den Vorgang durchgeplant habe.

Ich will es mal etwas klarer formulieren. Mit 86 hatte meine verstorbene Oma angefangen, Amnesien zu durchleben, und vermochte weder den Straßenabschnitt vor dem Hauseingang wiederzuerkennen, noch uns Enkelkinder voneinander zu unterscheiden, was so einige Umstände mit sich brachte – Aber so etwas schwebt mir mit Blick auf mein Ansinnen nicht vor. Mir einen Knüppel über die Rübe zu ziehen oder mit dem Kopf gegen die Wand zu rennen ist selbstverständlich auch ausgeschlossen, denn so bekäme ich vielleicht eine Gehirnerschütterung, oder würde schlagartig blöde werden, aber mein Gedächtnis – das wäre dann nicht unbedingt gelöscht. Doch die Löschabsicht ist für mich beschlossene Sache, und sollte ich im Zuge eines so ernstzunehmenden wie kniffligen Unterfangens verblöden, so fürchte ich, werde ich im Endeffekt nicht sehr weit damit kommen. Die auszumerzenden Gedächtniseindrücke, auf die ich es speziell abgesehen habe, sind hier nicht etwa die Erinnerung daran, wo genau ich wohne oder wie man Fahrrad fährt.

Sobald alles planmäßig über die Bühne gebracht ist, will ich im Idealfall so wie jeder andere noch dazu in der Lage sein, mein Leben zu führen, unter Leute zu kommen, meiner Arbeit nachzugehen, den einen oder anderen Witz zu erzählen, mich in allen denkbaren Bereichen weiterzubilden, vielleicht Shakespeare zu rezitieren, und noch die Namen aller existierenden Staudämme zu kennen — Was das mit den Staudämmen soll? Es müssen ja keine Staudämme sein, aber irgendwas halt. Alles in allem will ich mich geben können wie ein Mensch mit einer Vergangenheit, aber eben ohne meine

Erinnerungen. Ist das so schwer zu begreifen? Echt jetzt? Dann erzähle ich vielleicht erstmal, wie ich überhaupt auf diese Möglichkeit gekommen bin: Kompletter Zufall war das nämlich.

Dass so etwas machbar ist, ist mir zum ersten Mal in der Zeit um den Tod Whitney Houstons herum bewusst geworden.

... (Auslassung) ...

Genau deswegen, so finde ich, sind Erinnerungen keine so simple, schriftlich erfassbare Materie, sondern vielleicht sogar etwas komplett Nichtssagendes. Die 60er-Jahrgänge haben nicht die Erinnerungen an den permanenten Ausnahmezustand den wir 50er-Kinder noch miterlebt haben — Doch die aus den beiden Jahrzehnten vor uns ... ist schon klar, oder? — Die haben ihn dermaßen verinnerlicht, dass ich es mir gelegentlich verkneifen muss, zu fragen: „Ihr habt schon mitbekommen, dass die Notstandsgesetze außer Kraft sind, oder?“ Ehrlich jetzt! Erst letztes Jahr bin ich einem Dokumentarfilmer begegnet, der in den 1930ern geboren ist. Als das Skript in einer seiner Vorführungen auf den 28. Februar 1947 zu sprechen kam, konnte man aus seiner Wortwahl eine geradezu in Fleisch und Blut übergegangene Beklemmung heraushören, denn nachdem im Film ein jüngerer Bruder Ông Thiam-tengs vorgekommen war, wollte ihm dieser Name so gar nicht über die Lippen gehen. Im Anschluss konnte ich nicht umhin, auf ihn zuzugehen und nachzuhaken: „Eben wurde jemand namens Ông erwähnt, ein Opfer der Massaker um den 28. Februar – damit war Ông Thiam-teng gemeint, richtig?“... und wie ich erwartet hatte, bejahte er.

Woher meine Ahnung rührte? Dazu lasse ich jetzt mal etwas Zauberhaftes sprechen, einen Aspekt des Ganzen, den ich nicht vergessen kann: Ông Thiam-teng hatte laut der Doku einen Teevertrieb besessen (Es ging in erster Linie eigentlich nicht um den Aufstand und das Blutbad, mit denen sein Tod in Zusammenhang steht, sondern um Tee, der eigentlich in keines meiner Interessensgebiete fällt, nur an jenem Tag hatte ich mich irgendwie rein zufällig in den Vortrag ‚verirrt‘), und es soll seiner kleinen Tochter regelmäßig Freude bereitet haben, sich von den Angestellten in der Lagerhalle in die riesigen Anhäufungen von Jasminblüten werfen zu lassen, das alles selbstverständlich vor jenem Zwischenfall von 1947, dessen Nachwirkungen auch den weißen Terror heraufbeschwören sollten — Kaum zu glauben, dass mir dieses Bild einfach nicht aus dem Kopf gehen will, obwohl mir selbst ungelogen noch nirgends ein solcher Jasminberg begegnet ist, geschweige denn überhaupt Teehaufen im Erzeugerbetrieb untergekommen sind. Intensiv befasst habe ich mich damit nun nicht, aber die Geschichte von dem Mädchen, das ins Blütenmeer fliegt, hängt auf unerklärliche Weise in meinem Gedächtnis fest. Sollte ich sie einmal vergessen, so hoffe ich, dass dieses Mem im Bewusstsein Anderer weiterhin erhalten bleibt. Jener Umstand hatte sich bei mir festgesetzt, und nur deswegen hatte ich geschlussfolgert, dass es Ông Thiam-teng gewesen war, auf den der Filmemacher anspielte, während er von allerhand Sonstigem sprach, das mit Tee zu tun hatte. Die drei Silben seines Namens so zielsicher auszusprechen, dazu haben mich sozusagen die en masse gelagerten Jasminblüten gebracht.

Warum? Ich kann hier nur mutmaßen, wie deutlich das Mädchen sich später an die Blüten hat erinnern können. Aber wenn man es sich mal genauer überlegt: Wahrscheinlich gar nicht. Die Eindrücke selbst hielten unter Umständen sogar lange vor. Aber überlege jetzt wirklich mal: Die ganzen Ereignisse, die sich danach abgespielt haben, vom Verschwinden des Vaters bis zu seiner Ermordung, mit all den Erniedrigungen, die mit stiller Niedertracht über die Familie ergingen – und demgegenüber die Unverdorbenheit und Ausgelassenheit, die das Mädchen mit seiner Kindheit verbinden: Glaubst du wirklich, die können durch das folgende Trauma nicht gekrümmt und verzerrt worden, sondern unversehrt erhalten geblieben sein? Vermag der Duft von Jasminblüten nach so etwas noch zu bezaubern? Streng genommen ist die Erinnerung an die Erlebnisse mit den Jasminbergen aus Kindertagen wahrscheinlich gar nicht mehr da. Diese als „unzugängliches Andenken“ zu bezeichnen trifft es hier wohl besser als „Erinnerung“

.... (Auslassung) ...

An so etwas erinnerst du dich also noch – gar nicht schlecht. Na klar. Und wenn ich aufzuräumen gedenke, mit all dem wertlosen Plunder in meinem Gedächtnis – Wo glaubst du ist so etwas dann einzuordnen?

Erinnerung ist vielleicht das, was mir am allerbesten liegt. Schon seit ich noch ganz, ganz klein war, trainiere ich mich selbst sehr bewusst auf gewisse Dinge. Meine erste Lebenshälfte – das kann ich dir sagen – verlief mit eiserner Disziplin unter dem Motto „Das werde ich mir merken!“

... bis sich meine Denkweise eines Tages wandelte — und zwar radikal.

Jetzt muss ich etwas ausholen, bis zu der Phase, in der ich tief in die Musik von QUEEN eingetaucht war, mir die einzelnen Musiker allerdings – und zwar sowohl ihr Aussehen als auch ihre sexuelle Orientierung oder sonstige Einzelheiten aus dem Privatleben – relativ schnuppe waren. Nur über Whitney bekam ich pausenlos von allen Seiten gesagt, sie sei „quasi eine Lesbe“. Jetzt weiß ich nicht, inwiefern man von einem höchst eigentümlichen Aspekt der LGBTQ-Kultur sprechen kann, im Hinblick darauf, wie man ständig hört, auch Konfuzius oder Jesus seien „quasi schwul“ gewesen, und selbst das Schneewittchen oder Mazu seien „quasi lesbische“ Figuren. Aber dir kann auch niemand sagen, ob „quasi homosexuell“ denn auch gleich homosexuell ist. Oder ob es neben „Quasihomosexuellen“ auch solche Homosexuelle gibt, die „quasi hetero“ sind. Und jetzt fragst du, wie es da bei mir aussieht? Ob ich lesbisch bin, willst du wissen?

.... (Auslassung) ...

Erzählen soll ich? Wie wir uns begegnet sind? Das zu beschreiben fällt mir extrem schwer. Und dazu muss ich wieder mal ausholen, bis in die Zeit, als die Toilettenaktion an meiner High School im Gange war, von der ich dir ganz zu Beginn berichtet habe, und als ich nicht die Einzige war, die es befremdlich fand, Chu Ya-se im Damenklo ein- und ausgehen zu sehen. Was ich damit andeuten will? Nun ja, obwohl Ya-se mit uns in eine Mädchenklasse ging, machte ihr allgemeines Auftreten es schwer vorstellbar, dass sie so wie wir



war —möglicherweise denkst du jetzt, dass sie wie ein Junge ausgesehen haben muss, aber das war es echt nicht. Sehr weiblich mutete sie zwar nicht an, aber viel Maskulines war ebenfalls nicht an ihr – Die Verkörperung eines Jungen war in meinen Augen keine halb so akkurate Beschreibung für sie wie die eines kauzigen Unikums, das mit exaltierter Schönheit einer mythologischen Märchenwelt entsprungen zu sein schien, wie eines dieser Mischwesen aus Pferd und Mensch, würde ich sagen – während jemand Anderes vielleicht einen Dämon oder eine Sirene in ihr gesehen hätte. Dass der Klang ihres Vornamens jeden Taiwaner unweigerlich an König Artus denken ließ, trug zu dieser Wahrnehmung noch bei. Alles in allem – so kann man sagen – sah sie nicht normal aus. Aber schön war sie, wirklich schön – jedenfalls nach meinen persönlichen Maßstäben. Auch äußerst eigentümlich war, dass ich, bevor ich Ya-se begegnet war, ein ganz normales Mädchen war, das keine Orientierung zu finden schien und dadurch wenig später eine starke Bindung zu einem Menschen mit grotesken Qualitäten entwickeln sollte. Wenn ich jetzt daran zurückdenke, scheint es fast unmöglich zu erklären.

Ich habe sie einfach akzeptiert. Das war nicht das Ergebnis von Erziehung oder positiver kulturbedingter Einflussnahme von außen. Ich kann auch nicht behaupten, ich sei damals besonders tolerant, rebellisch, oder durch Veranlagung dem Queersein gegenüber völlig vorurteilsfrei gewesen. Ich hatte schlicht keine Ahnung von irgendwas. Ich weiß, dass mittlerweile intensiv daran gearbeitet wird, orientierungsbezogene Aspekte aus queerer Kultur und

Gender Studies im Erziehungsbereich einfließen zu lassen, und ich zweifle nicht daran, dass das eine gute Idee ist. Doch ehrlich gesagt: Wer in der Lage ist, zu lieben, der liebt – das muss eigentlich niemandem angediehen lassen werden, außer vielleicht komplett lieblosen Menschen. Ich erinnere mich, dass ich damals Science-Fiction-Romane von Ni Kuang las und beim Quatschen mit Mitschülerinnen öfters besorgt äußerte: „Ich will bloß nie auf Aliens treffen, echt! Alles, nur das nicht!“ (Da war ich noch überzeugt, dass man jederzeit auf als Erdlinge getarnte außerirdische Wesen treffen konnte, wenn man nur einen Moment nicht aufpasste und um die falsche Ecke bog). So leicht war ich ins Bockshorn zu jagen. Ich kann wohl zugeben, dass ich ein kleiner Feigling war, ohne Abenteuerlust und mit kaum einem Funken Entdeckergeist. Die mystische Kraft, die von Ya-se ausging, ließ mich glauben, so müsse es sich anfühlen, einem Alien zu begegnen — Und was mache ich? Jedenfalls keinerlei Anstalten, ihr aus dem Weg zu gehen oder meinen Blick abzuwenden – im Gegenteil: Ich verliebe mich in sie.

Einmal ließ Ya-se mich wissen, dass sie mich heiraten würde, wenn ich ein Junge wäre. Aus allen Wolken fallend entgegnete ich tadelnd: Dann müssen wir jetzt wohl lesbisch werden, oder was?! — Obwohl ich sie liebte, ergab die Gesamtsituation für mich keinen Sinn. Ich wollte mich ständig mit ihr treffen, mit ihr reden – darum wissend, dass es Liebe war und dass alles Andere dadurch zur Nebensache, ja nichtig wurde; aber ob Homoerotik hier eine Rolle spielte, daran dachte ich keine Sekunde — Begriffe wie „schwul“ oder

„lesbisch“ kannten wir damals nur als Herabwürdigungen – Wörter, über die man nicht viel nachdachte, und die man niemals mit der eigenen Identität in Verbindung bringen würde. Zu jener Zeit herrschte die allgemeine Ansicht, wer sich zum gleichen Geschlecht erotisch hingezogen fühlte, sei eine vom Himmel verhängte Strafe für das Umfeld. Strafe des Himmels? – Ich? Das war ja sowas von widersinnig. So integer über alle Maßen wie ich war? Nichtmal masturbiert habe ich mehr, damit ich mit Reinheit und unberührt in purer Liebe zu ihr aufgehen konnte. Wirklich wahr! Von ganz allein habe ich in den Keuschheitsmodus geschaltet. Ganz schön naiv, oder? Nein, vergessen habe ich all das nie, trotz der feuchten Träume, die ich vorher im stillen Kämmerlein protokolliert hatte, und trotz der Kringel und Kreuzchen im Tagebuch gleich daneben — Und nein, mit diesem Annotationsstil hatte ich in jenem Jahr die Kunst der Privatnotiz bei Weitem nicht revolutioniert — das muss ich ergänzen, weil ich um den Fundus ähnlicher Protokolle von Hans Christian Andersen weiß. Der vermerkte, nachdem er sich selbst befriedigt hatte, die Erfahrung jedes Mal im Tagebuch mittels Kringeln oder Kreuzchen. Interessant, oder? Solche Sudelglyphen — und ich will hier nicht „Schmiererei“ sagen, obgleich dem nicht unbedingt auch die Bezeichnung „Verschriftung“ gebühren würde – daher eben: „Sudelglyphen“.

Doch dies alles bringe ich nicht etwa zur Sprache, um mich über die Liebe auszulassen, sondern weil die Erfahrung recht qualvolle Erinnerungen erzeugt hat. Was mir dabei am meisten widerstrebt, ist nicht der Sachverhalt um Ya-ses

geschlechtsunspezifisches Erscheinungsbild, sondern mein intensives, irrationales Hingezogensein zu ihr. Eine solche Gefühlswallung macht sich physiologisch bemerkbar, und in meinem Falle manifestierte sie sich als hochgradig belebende Kraft und in einer unausblenbar hartnäckigen Nachhaltigkeit meiner Erinnerungen. Das war wie eine von äußeren Einflüssen unabhängig, vollautomatisch ablaufende, iterative Programmschleife. Wenn sie nicht bei mir war, tauchte sie in meinen Gedanken auf. Sie sprach zu mir, und sie hörte mir zu. Für dich ein glasklarer Fall von außer Kontrolle geratenem Liebesrausch? Ich schätze, damit liegst du sicher nicht falsch.

Dann kam der Tag, an dem ich entschied, dass es so nicht weitergehen konnte. Vielleicht habe ich sie weggeworfen, oder eingepackt und auf Eis gelegt – all die Dinge, die mich zur Liebenden machten. Ganz allein habe ich mir meine erste Gedächtnislöschtechnik erarbeitet – die „Prosa-zu-Theorie-Metamorphose“, also die Verwandlung von einem Bücherwurm, der Belletristik verschlang, in einen, der sich auf Fachliteratur stürzte – und ich fing an, Bücher zu lesen, die von so ziemlich allen als „schwere Kost“ bezeichnet wurden: Literaturkritik, Psychoanalyse, Anthropologie, Karl Marx – schwer verständliche Materie für jemanden meines Alters, und daher las ich manches so drei bis fünf Mal hintereinander, bevor ich dahinterstieg. Ich begann mir einzureden, dass Liebesfantasien eine Art Halluzination waren – aber wer weiß schon, was real ist. Man kann das mit der überlieferten Technik einsamer Witwen vergleichen, die gegen ihre Schlaflosigkeit Bohnen einzeln vom Fußboden einsammeln, die sie vorher in

voller Absicht dort verstreut haben. Wissenschaftliche Fakten – das waren in jenen Jahren meine ‚Schlummerbohnen‘.

Und eines Tages hatte ich es dann bewerkstelligt. Glaub nicht, dass ich das leichtfertig dahinsage, aber das war damals ein Kampf – tagein, tagaus, und kein Ende je in Sicht. Jeden Morgen war ich aufgewacht und von dem Moment an, in dem ich meine Augen geöffnet hatte, hatte sie meine Gedanken beherrscht, und selbst beim Zähneputzen nahm ich ihre Existenz wahr – Als mein Triumph schließlich einsetzte, den exakten Augenblick kann ich heute noch benennen: Es war an einem Sonntagmorgen gewesen – um kurz nach neun schätze ich – als ich mir im Esszimmer Schwarztee und Toastbrot zum Frühstück gemacht hatte. Als Jugendliche hatte ich mir gewisse Alltagsroutinen fest angewöhnt, und wenn ich hier und dort mal den Unterricht geschwänzt oder die zur Wiederholung aufgegebenen Schulaufgaben zu machen versäumt hatte, dann war dies das Zeitfenster morgendlicher Ruhe, das ich mir freihielt, um hier einige Matheaufgaben zu lösen, dort einen Geschichts- oder Erdkundetext durchzuarbeiten, und so den entstandenen Rückstand wieder wettzumachen. Ich tat das gern am großen Esstisch, jeden Sonntag, wenn der Rest der Familie bis zum Mittag ausschlieft und ich den Raum ganz für mich hatte — Ich klinge jetzt etwas wehmütig, meinst du? Gut herausgehört. Ich würde sagen, dieses kleine Ritual spricht Bände darüber, was für ein Mädchen ich war, wie ein persönliches Dossier ohne Worte, von mir selbst verfasst. Das hatte eine ganz andere Qualität im Vergleich zur Liebe, die plötzlich hereingestürmt gekommen war, ohne mir

Gelegenheit zu lassen, mich großartig zu erklären. Wie wahr! Genau darin tritt der gewaltige Gegensatz zu Tage. Wie wahr! Jener ‚vollkommene Augenblick‘ nämlich, auf den gemeinhin als ‚das Hier und Jetzt‘ Bezug genommen wird, das dem Menschen latent zu eigen ist, auch dann, wenn es ihm von nicht enden wollendem Elend gequält dreckiger nicht ergehen könnte: Wie einer kleinen Ausreißerin, die heute hier, morgen dort durch die Lande streifend an einer vorübergehenden Verweilstätte gedankenversunken und in aller Seelenruhe ihren Rucksack schrubbt, und ihn dann mit ein paar Wäscheklammern in der Sonne zum Trocknen aufhängt. Diese Seelenruhe ist eine Art inhärenter Takt. Die Umgebung verschluckt ihn zuweilen, spuckt ihn aber auch wieder aus.

Wo war ich stehen geblieben? Hatte ich schon erzählt, dass ich mir an solchen Morgenden schwarzen Tee kochte? Wirklich keine Kunst: Ein Beutel Lipton Yellow Label in die Tasse geworfen, und dann heißes Wasser drüber gegossen. Dann beim ersten Schluck das eindeutige Gefühl, wie ich endlich das Gedankengebäude, das mich gefangen hielt, zum Einsturz gebracht hatte: Just in jenem Moment – genau da – wurde mir bewusst, dass ich ‚angefangen‘ hatte, mich gar nicht mehr so sehr an Ya-se zu erinnern. Da war ich siebzehn. Während ich meinen Tee so Schlückchen für Schlückchen wegnippte, füllte sich mein Herz mit einem Gefühl von grenzenloser Tristesse, Ruhe und Dankbarkeit – all meine Mühen und Anstrengungen waren auf diesen einen Moment hinausgelaufen. Jener warme, herbe Teegeschmack machte alles so unzweideutig wie die Wassertiefenmarkierung am

Rande eines Schwimmbeckens: Ich hatte endlich vergessen. Wenn die Lieblichkeit dieses Geschmacks des Vergessens mich an die säuberliche Aneinanderreihung von Zähnchen rund um ein Sägeblatt erinnerte, dann lag das an den unverwüstlich ehernen Ketten, in die ich bis dahin gelegt gewesen war. Von da an war mir klar: Erinnern musste ich mich auf andere Weise – weniger emotional, distanzierter, und am wichtigsten war: Schmerzfreier sollte mein Gedächtnis werden. Es zu löschen ist nicht etwa mit einer Eliminierung der inhaltlichen Elemente gleichzusetzen – denn dazu bedarf es eines größeren Zeitrahmens und intensiverer Vorbereitung – sondern in erster Linie mit einer starken Drosselung der Erinnerungsintensität.

Ich glaube, die meisten haben diese Erfahrung schon mehr oder weniger gemacht und wissen: Wir alle löschen unsere Erinnerungen. Wir suchen eine bestimmte Person nicht mehr auf, sehen davon ab, eine bestimmte Telefonnummer ins Notizbuch zu übertragen, oder wechseln den Sender, sobald ein bestimmtes Musikstück im Radio läuft. Ich lasse mich hier ja über eines der häufiger anzutreffenden Beispiele aus, doch zu den Andenken, die einer Löschung wert sind, ja deren Eliminierung gar dringend geboten ist, gehört keineswegs allein das an eine Jugendliebe. Ich musste allerdings zunächst die Rückschau auf den durch Ya-se bestimmten Zeitabschnitt bemühen, weil genau die einen wichtigen Anhaltspunkt für das Löschunterfangen an sich darstellt.

... (Auslassung) ...

Als ich gestern in der Bibliothek war, um nach einem Buch über Musik zu suchen, stand ich so zwischen den

Regalen zu dem Themenbereich, sah die Rücken an Rücken aufgereihten Werke, und mir wurde schlagartig klar, wie sehr ich meine Mutter hasse. Genau genommen brodelt diese Abscheu jedes Mal in mir auf, sobald irgendein Objekt meinen Weg kreuzt, das mit Musik zu tun hat. Seitdem ich meine Gedächtnislöschaktion in Gang gebracht habe, scheine ich noch empfindlicher als sonst zu sein – häufig spüre ich subtile Veränderungen in meinem Geiste.

Eigentlich gefällt mir Musik. Aber das Ding ist: Meiner Mutter auch. Seit meiner Kindheit hatte ich Klavier- und Geigenunterricht, und für etwa ein Jahr habe ich auch mal einen Kurs in Kompositionstheorie belegt (Dem Umstand kommt eine verborgene Bedeutung zu, von der ich lange nicht wusste, aber dazu komme ich später noch), und da es seinerzeit in Taiwan noch an Lehrmaterial aus dem Bereich fehlte, griffen wir auf deutschsprachige Bücher zurück, die über die Weltmeere verschifft ihren Weg hierher gefunden hatten. Welche Akkorde wir im Arbeitsbuch einzutragen hatten, wussten wir immer erst, nachdem der Lehrer uns die jeweilige Aufgabenstellung aus dem Deutschen übersetzt hatte. Als Grundschulkind nahm ich oft den Bus zum Kompositionsunterricht, und zählte auf der Fahrt Intervalle an meinen Fingern ab, während das ruckelnde Gefährt mich hin und her rüttelte. Um einen Platz im Kurs schien sich wirklich niemand gerissen zu haben, denn aus dem anfänglich angemeldeten Dutzend sollte ich eine der nur mehr zwei zum Schluss noch übriggebliebenen Ehrgeizigen sein. Und wäre ich nicht auf halber Strecke mit meiner Mutter in einen



Streit geraten, so hätte auf meiner persönlichen Liste der beherrschten Instrumente auch noch die Querflöte stehen können. Solange ich zurückdenken kann, war ich immer die Klassenbeste am Klavier gewesen — tja, und nicht selten fiel mir daher die Aufgabe zu, den Schulchor zu begleiten. Die Musik – das kann ich dir sagen – vermag unfassbar viel Raum im Leben eines Menschen einzunehmen.

Und wenn ein Kind einen derart prall gefüllten Terminkalender hat, dann hat es keine Zeit, seine Eltern zu hassen. Dieses perfiden, aber bedeutungsschweren Prinzips war ich möglicherweise durch irgendeine Fügung gewahr geworden. Mit fünfzehn fasste ich dann den schwierigen Entschluss, die Musik aufzugeben.

Es war nicht so, dass ich sie nicht mehr mochte, sondern all das stand mit der Vorbereitung zur Abnabelung von meiner Mutter im Zusammenhang. Was meiner Mutter und der Musik gewissermaßen gemein ist, kann ich noch aus Erlebnissen als Fünfzehnjährige herleiten, aus subjektiven Empfindungen, die bedingt durch meine geringe Reife und einen Verstand von eher halbwüchsiger Ausprägung natürlich gewissen Beschränkungen unterlagen. Doch zum Denken war ich bereits fähig und kombinierte: Die Musik und Mutter, beide sind ohne Gewissen.

Klingelt es vielleicht bei dieser Geschichte? Die ist recht bekannt: Und zwar wie Platon in der Kunst zu viele Gefahren sah, sich daraufhin von ihr ab-, und der Philosophie zuwandte. Lachhaft, findest du? Nicht ganz. Die berühmte Aussage Adornos, nach Hiroshima lasse sich kein Gedicht

mehr schreiben<sup>1\*</sup>, hat Julia Kristeva in einem ihrer Bücher aufgegriffen und auf quasi schwarzhumorige Art vervollständigt, indem sie in etwa schrieb: „Doch kaum hatte Adorno dies ausgesprochen, schrieb Celan einfach weiter.“ — Und sie hatte damit nicht Unrecht – diese Gedichte von ihm, die habe ich gelesen. Irgendwann hat Celan sich dann in die Seine gestürzt, daran denke ich oft, wenn ich diesen Fluss passiere, der so viele Literatenleichen birgt — Selbstverständlich nicht bei jedem Mal. Manchmal genieße ich auch einfach bloß die malerische Umgebung. Nein, das von Platon habe ich nicht als Kind gelesen. Ich bin ja keine Hannah Arendt<sup>2\*</sup>. Erst viel später an der Uni ist mir die Stelle untergekommen, und als ich es so las, dachte ich nur, wie bedrückend trübselig es war, wenn ein Mensch so eine Entscheidung treffen musste; und ja, die Trübsal bedrückte mich ebenso, denn für die Musik empfand ich eine tiefe Liebe.

Vor diesem Hintergrund entschied ich mich also für die Schriftstellerei und den Roman als Ausdrucksform. Meine Mutter war der Meinung, der Umstand mache mich nunmehr zur Tochter meines Vaters, und nicht der Ihrigen, denn sie hatte nicht das geringste Verständnis fürs Schreiben, oder fürs Romanciertum. Es war als wäre ihr Vormundschaftsrecht

1\* *Im Originalzitat wird Auschwitz stellvertretend für den Holocaust angeführt. Die Erzählerin hat dies durch Hiroshima als Hinweis auf ein Ereignis ersetzt, das sie damit assoziiert.*

2\* *Hannah Arendt fasste bereits in der Schulzeit den Entschluss, später Philosophin zu werden, gab die Idee aber als Erwachsene wieder auf und wandte sich der politischen Theorie zu.*

ihr abhanden gekommen. Nein, ein Literat war mein Vater nicht. Sogar als gelegentlicher Literaturgenießer wäre er kaum durchgegangen. Hätte Julius Cäsar stellvertretend für die Literatur gestanden, so wäre mein Vater ein regelrechter Brutus gewesen, der ihm hinterlistig den Garaus macht.

„Nicht dass ich den Cäsar weniger liebe, aber mehr noch liebe ich die Wahrheit.“<sup>3\*</sup> — Das war ein Satz, den er mir von klein auf eingetrichtert hatte. Sieht man allerdings einmal von Shakespeares Bühnenstück ab, so lehrt die Geschichte: Nachfolger Antonius taugte nicht viel in Cäsars Amt, war als Politiker unfähig und protzte ansonsten gern mit seinen Muskeln. Doch ich schweife ab. Was die Literatur betraf, war mein Vater absolut minderbegabt. Alles was er zu Papier zu bringen vermochte, waren effekthascherisch markige Reden, so etwas, was einem immer auf Wahlkampfveranstaltungen oder später vom Podium des Wahlsiegers aus entgegenschmettert – auf diesem Gebiet hob er sich von der Masse ab. Ich glaube, einige seiner Redemanuskripte waren sogar ein paar Präsidentschaftskandidaten zur Lektüre vorgelegt worden. Dass er sich von der Masse abhob, war hierbei seine persönliche Sicht der Dinge, die ich zwar tolerierte, aber selbst nur als kindsköpfig ansehen konnte. Als meine erste

3\* *Der Satz ist ein Konglomerat aus zwei Zitaten unterschiedlichen Ursprungs. Brutus sagte „Es ist nicht so, dass ich den Cäsar weniger liebe, doch noch mehr liebe ich Rom.“; Aristoteles wird diese Aussage zugeschrieben: „Mein Lehrmeister Platon ist mir lieb, aber lieber noch die Wahrheit.“; Solche Aphorismen, die eifertig das benennen, was einem lieb und teuer ist, verwenden politische Kommentatoren gehobenen Alters in Taiwan gern, um ihre Argumentation einzuleiten.*

Geschichte in einer Zeitschrift veröffentlicht wurde, bekam er schlechte Laune. Er hatte eigentlich vorgehabt, mich in die Politik zu bringen, damit er von morgens bis abends im Hintergrund solches Wahlkampfzeugs verfassen konnte. Ich jedoch wurde literarisch tätig, und er wusste genau, dass er davon so wenig Ahnung hatte wie meine Mutter — Es war meine direkte Kriegserklärung an ihn, und die erste Schlacht hatte ich gewonnen. Mutter hingegen war nicht imstande, die Nuancen in all dem zu erkennen. Für sie waren mein Vater und ich aus ein und demselben Holz geschnitzt – Wir beide konnten „gut mit Worten umgehen“. Sie durchschaute nicht, dass sie hier zwei Bücher nach dem Einband beurteilte und ins selbe Regalfach einsortierte, ohne sie auch nur ein Mal aufgeschlagen zu haben. – und natürlich lag sie damit falsch.

Ich will dir mal meinen Hass auf meine Mutter erklären. Immer wenn wir aufeinandertrafen, machte sie Musik zum Gesprächsthema und erzählte mir, wie unwahrscheinlich toll sie diesen oder jenen Musiker fand. Die Begeisterung war keineswegs nur aufgesetzt. Doch ich bin sicher, zwischen den Zeilen wollte sie mir außerdem mitteilen: „Keine Sorge, was du machst, juckt mich kein bisschen. Wenn du Romane schreiben willst, ist mir das einerlei, völlig schnuppe. Ich habe mehr für Musik übrig. Musik und sonst nichts! Ist das bei dir angekommen?“ Vielleicht war ihre Abscheu mir gegenüber ihr selbst nicht bewusst. Diese versteckte Botschaft beantwortete ich oft mit einem aufgesetzten Lächeln und der Frage, ob ich sie im Netz zu einem Onlinekurs in Musik anmelden solle. Denn im Internet war sie eigentlich kaum unterwegs. Das tat

sie dann immer mit einem hastigen „Ach nein, nicht nötig!“ ab. Hätte sie zugelassen, dass ich sie anmelde, hätte das aus ihrer Sicht möglicherweise zu sehr den Anschein erweckt, dass der Seitenhieb wirkungslos an mir abgeprallt war? Wie dem auch sei: Gestern vor der Regalwand mit Musikkultur in der Bibliothek fing ich an, bis in die Fingerspitzen zu zittern.

Natürlich könnte ich nie darüber mit ihr reden, oder sie gar irgendwie zu einem Umdenken bewegen. Viel zu gezwungen wäre ein solcher Versuch. Es kann sein, dass darin eine perverse Eigenart meines Schriftstellerinnendaseins liegt: Ich schlage nicht zurück, wehre mich nicht. Mehr als irgendjemand sonst exponiere ich meine Wunden wie auf dem Präsentierteller, auf dass sie ordentlich nachgesalzen werden. Denn das, was ich wirklich begreifen will, sind menschliche Abgründe — und wie tief die sein können. Anders als Mutter habe ich schließlich verstanden, dass Literatur kein Stück damit zu tun hat – und zwar auf der ganzen Linie –, ob da einer gut mit Worten umgehen kann.

... (Auslassung) ...

Einmal, während wir beide uns gemeinsam das taiwanische Musical „The Impossible Times“<sup>4\*</sup> anschauten, für das ich zum Muttertag Karten besorgt hatte, kamen mir mehrere Male die Tränen. Das war mir schon ein bisschen unangenehm. In der Pause konnte ich nicht umhin, meiner Mutter zu erklären: Ich musste daran denken, dass ich mir als Jugendliche nicht hätte träumen lassen, dass so eine Zeit jemals kommen würde — ein Tag, an dem taiwanische Geschichte so auf der Bühne im Nationalen Konzertsaal

inszeniert zu sehen wäre. Der Zwillingssbau aus Nationalem Theater und Nationalem Konzertsaal hatte damals schon gestanden, und war Schauplatz der Studentenproteste unter dem Symbol der wilden Lilie im März 1990 und wenig später im Mai von Protestmärschen gegen die Ernennung Hau Pei-tsuns zum Ministerpräsidenten. Nur dass hier zu der Zeit eben noch keine Fastfoodketten ansässig waren. Als ich das zweite Jahr an der Senior Highschool war, hatte eine Mitschülerin ein Buch von Sung Tse-lai mitgebracht. Weißt du, wie das betitelt war? „Aus vollem Halse: Aufschrei der Liebe zu Taiwan“ stand auf dem Buchdeckel<sup>5\*</sup>, und heimlich wurde es von nervösen Händen herumgereicht wie eine scharfe Bombe. Ein Tabubruch war das. Das Buch selbst war vielleicht nicht verboten, in unserer Vorstellung jedoch kam es jeden Augenblick konfiszierbarem Frachtgut gleich – so, als wäre es zwar kein Heroin, aber immerhin schon Marihuana, verstehst

4\* „The Impossible Times“ (《渭水春風》 Wèishuǐ Chūnfēng) ist ein Musical um die Geschichte des historischen Protagonisten Chiang Wei-shui (蔣渭水; 1891-1931), der sowohl die Taiwanese Cultural Association (TCA; 台灣文化協會 Táiwān Wénhuà Xiéhuì) als auch die Taiwanese People's Party (台灣民眾黨 Táiwān Mínhòngdǎng) mitbegründet hat. Er gilt als einer der wichtigsten Anführer der Bewegung gegen die japanische Kolonialherrschaft und wird oft als „Sun Yat-Set Taiwans“ geehrt.

5\* Hier hat die Erinnerung die Autorin getäuscht. Der eigentliche Buchtitel lautet „Dàshēng jiǎngchū ài Táiwān“ (《大聲講出愛台灣》) – frei übersetzt etwa „Aus voller Brust: Bekenntnis zu Taiwan“ – und der Verfasser war Lin Shuang-bu (林雙不).

du? Das ging einfach nicht, so ein Buchtitel. Wenn du den heute einem zeigst, der in den 80ern geboren wurde, dann ist der garantiert erstmal verwirrt. So etwas wie „Liebe zu Taiwan“ sieht man heutzutage auf Keksdosen gedruckt, aber „Aufschrei aus vollem Halse“ — Wie bitte?! Was war denn da los gewesen, dass man sowas Stinknormales herausbrüllen wollte?

Im Anschluss suchten meine Mutter und ich ein Sojamilchlokal in der Nähe zu einem Mitternachtsimbiss auf. Ich sagte irgendwas darüber, wie wichtig Sprachpflege und Erinnerungskultur sei, und dass wir einen Aufarbeitungsdiskurs von der Art bräuchten, wie die Europäer ihn zu dem tragischen Geschichtsabschnitt der Konzentrationslager führten, den sie miterlebt hatten. Ich bin sowas wie ein Geschichtsnerd, nicht aus Nostalgie, sondern eher aus einer Art Forschergeist heraus. Als ich so sprach und sprach, sagte meine Mutter einen Satz, der mich verstummen ließ: „Du bist haargenau wie dein Opa — Als der noch gelebt hat, hat der auch immer gesagt, dass wir nicht zulassen sollen, dass die Kuomintang unsere Sprache und Kultur ruiniert.“ Nein, nein ... Mein Großvater war niemand von Geltung und Einfluss, ganz und gar nicht. — Wo war ich gerade? Beim Nationaltheater, richtig?

Einmal hatte ich mich vom Ketagalan-Boulevard entfernt – bei irgendeiner Demo gegen Atomkraft – glaube ich – um mir eine Verbrauchermarktfiliale zu suchen, wo ich aufs Klo gehen konnte, musste also einen ordentlichen Fußweg zurücklegen. Bis zum Nationaltheater war es nicht weit, und ich wartete mit einer Gruppe weiterer Demonstranten, die sich auch vom Protestzug gelöst hatten, an einer Ampel

auf Grün. Bei einer Gruppe Frauen, die ich nicht kannte, stand offensichtlich eine Nachkommin von Lü Heruo<sup>6\*</sup>, die gerade dabei war, einen Schwank aus ihrem Leben zum Besten zu geben: Irgendwann sei sie einer Person begegnet, die erklärt habe, von einem Herrn Soundso abzustammen. Den genauen Namen bekam ich nicht mit, weil neben uns der Verkehr vorbeirauschte und es sehr windig war, aber es hörte sich ein bisschen wie ‚Chong Hau-tung‘ an. Es kann aber auch etwas ganz Anderes gewesen sein. Jedenfalls erzählte die Lü-Nachkommin weiter, darauf entgegnet zu haben: ‚Wie passend! Ihr Großvater ist Herr Soundso, und meiner ist Lü Heruo.‘ Eine der Frauen erkundigte sich, ob die beiden denn daraufhin einander nicht um den Hals gefallen wären und sich weinend in den Armen gelegen hätten? Worauf die Lü-Nachkommin sagte: „Quatsch! Wir haben nur gleichzeitig ‚Leck mich doch!‘ gesagt.“ Und die Damen lachten sich schlapp — Worauf ich hier aber eigentlich hinauswollte, ist was die Hauptrednerin gleich danach mit ehrfürchtiger Stimme aus tiefster Überzeugung noch hinzufügte: „Lü Heruo war wirklich hochbegabt.“

Keine aus der Gruppe erwiderte etwas darauf. Vermutlich weil sie zwar wussten, dass er eine Berühmtheit war, ihn aber weder gelesen hatten, geschweige denn seine Musik gehört. Ich verspürte den Drang, den Mund aufzumachen und zu sagen: „Dem kann ich nur beipflichten.“

6\* Lü Heruo ( 呂赫若 , 1914 - 1950 ), Romanschriftsteller, durch seine vielseitigen Begabungen bekannt als „Taiwans größtes Ausnahmetalent“.



Je peux vous confirmer.“ — Ich war erst kurz vorher aus Europa zurückgekehrt, und wenn ich nervös wurde, bildeten sich immer zuerst französische Sätze in meinem Kopf. Meinem Drang gab ich aber schließlich nicht nach. Ich wartete und wartete, doch niemand sagte etwas.

Traurig wurde ich da — Stell dir mal Camus, Hugo oder Sartre vor – Nein, halt: Sartre hatte wahrscheinlich keine Nachkommen – dann also die Nachfahren Victor Hugos, wie sie zu Gleichaltrigen sagen: „Hugo ist wirklich ein literarisches Genie.“ Noch nicht einmal mir als Taiwanerin müsste ein Franzose das erklären. Gewiss wäre es auch nicht besser abgelaufen, hätte sie von ihrem Vorfahren wie vom Frontmann irgendeiner lokalen Untergrundband gesprochen. Aber ich fand die Situation wirklich ziemlich betrüblich. Zumal dort nichtmal ein „Das weiß doch jedes Kind.“ oder ein „Ich habe ihn gelesen.“ zurückkam. — als müsste man tatsächlich in den tiefsten Tiefen des Untergrundes nach ihm stöbern, wie nach einem estnischen Thrash-Metal-Sänger ... dessen Band sich vor einem Monat erst gebildet hat ... und bisher bloß zehn Follower auf Facebook hat.

„Lü Heruo war wirklich hochbegabt.“ — Wenn es gar nicht nötig wäre, das überhaupt noch zu erwähnen – wie sagenhaft das wäre!

Ich meine: Wenn es dem Konzept ‚Gedächtnis‘ doch nur möglich wäre, komplett losgelöst von dem der Blutsverwandschaft zu existieren —. Die Frau sieht sich in der Verantwortung, der Welt mitzuteilen, was für ein Talent Lü Heruo war, weil die Intuition ihr sagt, dass auf das

Gedächtnis von Nichtverwandten kein Verlass ist, und dass die „Anderen“ die Erinnerung an sein Talent kaum wirkungsvoll und dauerhaft zu konservieren gedenken. Die Stummheit ihrer Begleiterinnen bestätigte ihre Einschätzung, dass sich zu diesen unseren Lebzeiten kaum ein Zeitgenosse angemessen an Lü Heruo erinnert. Und somit blieb ihr vorerst eine Ermächtigung zur Löschung ihres Gedächtnisses vorenthalten—. Das – ganz ehrlich jetzt – ist gar kein so erbaulicher Umstand.

Erbaulicher wäre es, wenn sie auf die Erwähnung Lü Heruos hin sagen könnte: „Ganz ehrlich jetzt – Obwohl er mein Großvater war, weiß ich nicht, wer er war.“

„Ich habe was von ihm gelesen.“ würde dann einer sagen.

„Meine Schwester sagt, dass die Schriftsteller um Lü Heruo ganz schön was draufhatten. Muss ich aber selbst alle noch lesen.“ würde ein Zweiter einwerfen.

„Sie wissen nicht, wer ihr Großvater war? Der ist ja sogar mir bekannt.“ würde noch jemand sich zu Wort melden.

Können unsere Erinnerungen in den Händen Anderer gedeihen — dann ist das fabelhaft. Verbleiben sie jedoch bei uns selbst, so ist das unweigerlich auch schon alles, was in unseren Händen liegt. Was wann mit ihnen geschieht, darauf haben wir keinen Einfluss, und wir können uns ihrer nicht jederzeit willkürlich entledigen. Sie sind wie eine Dienstleistung, die niemand in Anspruch nimmt, oder ein Anwärter auf das Klassensprecheramt, den niemand wählen will. So erleben einige ihre individuellen Erinnerungen. Sie haben keine Wahl. Die Alternativlosigkeit des Gedächtnisses ist die schwerste

Strafe im Leben. Ich habe diesen Preis bezahlt, das habe ich begriffen, und ich werde dem ein Ende setzen.

Mein Großvater war kein Lü Heruo, bloß ein ganz normaler Grundschullehrer. Doch wer er auch gewesen sein mag, ich will auf keinen Fall in seine Fußstapfen treten – Denn er war wie Mutter, und wie meine Mutter zu sein ist nichts als ein gewaltiges Desaster. Beide unserer gemeinsamen Interessenbereiche, sowohl die Musik als auch taiwanische Geschichte, tragen etwas in sich, das Mutter und mich versöhnt erscheinen lässt – Und diesem harmonischen Etwas, egal ob nun Schein oder Sein, stehe ich mit vehementer Ablehnung gegenüber. Die Musik habe ich hingeschmissen, und meine Erkundungen der taiwanischen Geschichte sind ebenfalls mehr oder weniger eingeschlafen, aber ich werde weitermachen, weiterkommen – nur Geduld! – und mein Gedächtnis, das werde ich auslöschen.

Ja, dein Gedächtnis willst du löschen. Du erwähntest ja bereits: Zuerst gedenkst du, die Intensität der Erinnerungen zu drosseln, aber was dann? Erst später ist mir klargeworden, dass mir eben diese Drosselung schon zu fast neunundneunzig Prozent gelungen war. Doch ein Problem bleibt: Irgendetwas kommt immer des Wegs und sorgt dafür, dass das Schneewittchen in seinem Glassarg die Augen wieder auftut. — Was das ist? Der Kuss des Prinzen? Gerade muss ich wieder daran denken, welch relativ harmlosen Eindruck dieses Märchen macht, wenn man es sich bloß so beiläufig anhört, doch wenn du die Handlung einmal mit Verstand und in Zeitlupe vor dem inneren Auge abspulst, findest du

nicht, dass das alles ziemlich schauerhaft ist? Ob nun der Umstand, dass das Schneewittchen tot, aber auch wiederum nicht tot ist, oder sich mal zu überlegen, was das für ein Prinz sein muss, der sie küsst, nur weil sie für tot gehalten wird — Nun ja, so sind Märchen eben. Das normalisierte Grauen. Jedenfalls ähnlich wie das schon eingesargte Schneewittchen seine Augen auftut, springen ab und zu bereits totgeglaubte Erinnerungen ohne jegliches Lebenszeichen plötzlich hervor, wie der Kuckuck aus einer Uhr, die mich – ungewartet, seitdem sie vor gefühlt tausend Jahren den Geist aufgegeben hat – unerwartet mit seiner Zeitansage aufschreckt. Ya-se habe ich als erster meiner Erinnerungen, die ich vergessen wollte, aber nicht konnte, mehr als nur ein solches Erlebnis zu verdanken.

Die zehn Jahre, die ich im Ausland verbracht habe, wären eine gute Gelegenheit gewesen, sie vollständig zu vergessen. Das ist mir bewusst. Als ich also auf dem anderen Kontinent ankam, führte ich nichts bei mir, was mir nahelegen könnte, den Kontakt zwischen uns aufrechtzuerhalten. Kein Foto, keine Adresse, keine Telefonnummer — E-Mail-Postfächer zu nutzen war damals schon im Kommen, aber noch nicht allzu verbreitet. Nun daran zurückzudenken macht mich sehr froh. Ich glaube, den Flieger, bei dem ich schließlich mit siebenundzwanzig an Bord ging, wollte ich eigentlich schon als Dreizehn- oder Vierzehnjährige bestiegen haben. Obwohl das eine eher unspektakuläre Passagiermaschine war, fühlte ich mich, als säße ich in einem Düsenflugzeug, das absurderweise mit der Handlung eines imaginären Hollywood-Streifens verwoben war – Titel: „Leaving on a Jetplane“ – Ganz genau!

Mit dem Jet im Herzen nahmen meine Glücksgefühle zu, je mehr ich von meinen Erinnerungen hinter mir ließ.

Ich lebte ein paar Monate lang glücklich vor mich hin. Monate, wohlgemerkt. Eines Tages ging ich in ein örtliches Kino für Kunstfilme, saß dort und wartete darauf, dass der Film anfang, als plötzlich jenes Lied von Whitney Houston anfang zu spielen. Gibt es nicht so eine Anekdote bei Borges, wo einem gesagt wird, er werde an Tag sowieso in Jahr sowieso Gevatter Tod begegnen, er deswegen verzweifelt das Weite sucht, bis er eine Wüste erreicht, wo sich dann wie angekündigt ihre Wege kreuzen? Und dann macht der Gevatter sich lustig: Wärst du nicht geflohen, wärst du mir nicht begegnet. Ich bin ein vernünftiger Mensch, lese kein Schicksal da hinein, und gebe auch dem verdammten Kino keine Schuld — Mir bleibt lediglich die Feststellung, dass es sich mit Musik wie mit Düften oder sexueller Lust verhält: Wenn man nicht in der Lage ist, sich von solchen Reizen vollständig zu isolieren, dann kommt jeder Versuch, ihnen Einhalt zu gebieten, zu spät, sobald sie einzusickern begonnen haben. Auch Odysseus' Idee, sich vor der Begegnung mit den Sirenen die Ohren zuzustopfen, war mir nicht gekommen: Ich war in der Situation wohl allzu selbstsicher.

Zu der Zeit war es noch nicht akut. Ich war nachts im Badezimmer, gerade halb geduscht, und etwas geschah mit mir. Zuerst kam pausenlos Blut aus meiner Nase geflossen wie aus einem Wasserhahn mit durchgerostetem Ventil, und dann sah ich den vollgebluteten Badezimmerboden, wobei dieses Blut nicht aus meiner Nase gekommen sein

konnte. Meine Periode war in der Woche zuvor erst zu Ende gegangen, und mein „roter Ferrari“ hielt seinen Fahrplan mit der Verlässlichkeit eines Schweizer Uhrwerks ein. Dies konnte nur eine abnormale Blutung sein. Entweder hatte ich bald zu sterben, oder das war irgendeine Reizreaktion. Oder es traf beides zu. Als ich als Auslandsstudentin in Europa landete, war meine Verzückung so überschwänglich, dass ich vergaß, dass ich ja im Dienste der Feder stand. Doch wer behauptet, dass die Feder das wichtigste Utensil der schreibenden Zunft ist? Nicht so schnell versiegt das Blut, jene in Inspiration überquellende Anklage — Die Flut, die in dir zur niemals opportunen Zeit aufsteigt und alles in Tinte tränkt — Das Blut folgt weniger ergründlichen Gesetzen.

In der Woche, in der Whitney Houston verstarb, spielte ich jenen Song ab, um zu ergründen, welche Empfindungen dies auslösen würde. Doch ungläubig musste ich feststellen, dass mir jegliches Gefühl bereits abhandengekommen war. Wie das Augenlicht oder das Gehör, so kann dich auch das Gedächtnis verlassen – und zu dem Tag aufbrechen, an den du dich nicht mehr erinnern kannst. Wie es scheint, hat tatsächlich alles ein Ende: Das Vergessen hatte heimlich, still und leise eingesetzt, gerade als ich nicht aufgepasst hatte. Das Vergessen auf natürliche Weise geschehen zu lassen, ist sicherlich ein gangbarer Weg. Aber ich will den Vorgang beschleunigen, dem Tod einen Schritt voraus sein, und zu einem Menschen ohne Erinnerungen werden. Ich werde diesen Prozess festhalten, weil ich glaube, dass ich in der Gesamtheit aller Geschöpfe nicht das einzige sein dürfte, das irgendwo in

seinem Leben stehen geblieben ist und sich gesagt hat: Wie wunderbar es wäre, wenn ich alles vergessen könnte!

Die Forschung sagt, dass das geheime Wissen zum Bau der Pyramiden im Zuge seiner Überlieferung verloren gegangen ist. Zum Glück hatte ich nie die Absicht, eine zu bauen. Aber ich wüsste gern, wie ich eine zum Einsturz bringen kann. Asche zu Asche, Staub zu Staub – und Tabula rasa für das Gedächtnis — Meine einzige Hinterlassenschaft soll ein Traktat der Abrisskunde sein.

# Chang Yi-Hsum

## Abschiedsbrief nach Fehlzeit

übersetzt von Axel Krich



---

copyright©2022 by Ministry of Culture, Taiwan(R.O.C.)  
All rights are reserved. For any kind of use, permission of the  
copyright owner must be obtained.